

Feuilleton.

Pogrom.

Von Ossip Dymow.

... Das dauerte schon den zweiten Tag. Da man jedoch nicht mehr zur Mittag aß, sich traf, ohne sich zu begrüßen, die Uhren zur Nacht nicht aufzog, in den Kleidern einschloß, wo der Zufall es gerade wollte oder wo man geschützter zu sein hoffte — auf dem Boden, im Speicher, in leerstehenden Eisenbahnwagen —, ging die Vorstellung von der Zeit verloren. Unaufhörlich klang das Klirren eingeschlagener Fensterscheiben in den Ohren. In diesem verhängnisvollen Ton liegt zu solchen Zeiten Entsetzen. Gleichwie das hervortretende Blut des Menschen Hirn herauscht, so raubt das Klirren eingeschlagener Scheiben die Besinnung. Es beschwört Dämonen herauf.

* * *

In der Nacht erscholl wieder das Klirren eingeschlagener Scheiben, und von dem fürchterlichen Klang erstarrten die Hände, erweiterten sich in der Angst die Augen. Das Gefühl brennender, schamloser Beschimpfung schlug gleich einer Woge über die Stadt, und Feuerschein goß wie Purpur flammender Scham seine Rote über den Horizont.

Dann erscholl der Lärm eines unsichtbaren feindlichen Stimmenknäuels, und ein losgelöstes Wort erhob sich über das Gewirr, gleich dem Funken über den Rauch:

„Hi—iße!“

In einem Gäßchen standen Häuser in Brand, und die weiche, samtene Rosenflamme am Horizont wuchs mit jedem Augenblick zu einem lederen, wahnwitzigeren Frohlocken. Alles war in Rot getaucht. Durch die rote Straße, über die roten Steine des Pflasters rannte ein roter Mensch; ein zweiter Roter streckte seinen Arm aus, und aus seinen Fingerpitzen riß sich fliegend ein eintöniger Krach los, ein Revolverknall, und der Fliehende fiel nieder.

„Man . . . schie—ießt!“ ertönte von der Straße ein Schrei wie von einer anderen Welt. Und gleich darauf schlug ein gleichsam höhnisches, ungewohnt erregtes Echo den gleichen Ton an.

„—ie—ßt! . . .“

Es flogen unsichtbare Dämonen herbei, die keine Schonung kennen. Durch das Klirren eingeschlagener Scheiben heraufgeschworen, waren sie da und erhoben ein blutiges Gebell. Der wie mit Flammenaugen blinkende Horizont schien gleichsam lebendig, gehässig in geduldiger, zuversichtlicher Erwartung. Unter Qualen erlitten Menschen den Tod. Man drang in die Häuser, in die Kinderstuben, den Greisen zerbrach man die Arme, weiße Frauenbrüste zerstampften schmutzige schwere Absätze. Viele verbrannten bei lebendigem Leibe.

... In einem dunklen Keller hatten sich zwei Menschen versteckt: ein alter Mann und sein Sohn, ein Gymnasiast. Zu Hause zu bleiben, schien gefährlich. Die Dienerschaft war weggelaufen. Erst spät am Abend ging der Alte wieder nach oben hinauf, holte aus dem Vorzimmer die Gummischuhe des Sohnes und ließ die Eingangstür weit offen, damit es scheinen sollte, daß die Herrschaften nicht zu Hause seien.

„Papa?“ fragte der Sohn, als er nach unten kam, und an dieser ängstlichen Stimme erkannte der Vater, wach ein Unheil über ihnen schwebte. In der Dunkelheit schüttelte er den Kopf langsam, unaufhörlich auf und ab; so wie der Kummer es tut.

... Herein stürzte, Schutz suchend, ein Kaufmann. Das hatten die drinnen nicht erwartet. Gleich einem Haufen Finsternis zeichnete sich dieser menschliche Körper unbestimmt ab. Der Gymnasiast wollte sich auf ihn mit seinem Federmesser stürzen. Der Kaufmann wendete tastend den mageren Arm des Knaben ab und brach in Tränen aus — nicht aus Furcht, nur da er sich in Sicherheit fühlte.

„Ich habe auch einen Sohn, so groß wie Sie . . .“ sagte er, mit dem Weinen kämpfend.

Dann holte er schwer und ungleichmäßig Atem und verbesserte sich: „Wie du“.

Der Wirt des Hau'es packte den Sprechenden am Ellbogen, zog ihn zu sich herab und flüsterte:

„Pst! man kann hören.“

Der Kaufmann erschrak und gab ihm mit einer Handbewegung recht; in der Dunkelheit sah niemand seine Gestalt.

Man stand da, wartete. Hier und da ein Geräusch. Dazwischen gleichmäßiges, schlafloses Atmen. In der Dunkelheit, im Schweigen mit diesen Tönen findet das Hirn keinen Frieden. Man wartete, horchte hin. Vielleicht schlief man auch — wer mag's wissen! Die Flügel der Zeit schwebten hoch oben über die Finsternis hinweg und streiften diese nur. Jetzt in diesen Augenblicken empfand man dies mit qualvoller Deutlichkeit.

Nachts, es war wohl schon spät in der Nacht, schlichen sich noch zwei Gestalten hinein. Man konnte sie nicht unterscheiden, den Stimmen nach zu urteilen, waren sie jung.

Sie fühlten, hier sind Menschen, und gingen zutraulich wie Kinder zur Mutter.

„Ist jemand da? . . .“ fragte der eine, ohne jemand zu unterscheiden, und es war, als erbellte der Ton seiner Stimme für einen Augenblick die Finsternis.

„Ja, wir,“ antwortete der Gymnasiast. „Tut nichts.“

„Pst . . . Man kann uns hören“, sagte der Wirt, ergriß einen jeden am Arm und drückte ihn nach unten.

Die Neuangetommenen stellten sich an die Wand, der eine von ihnen rieb sich die Stirn mit der Hand.

„Was ist Ihnen?“ fragte der Gymnasiast flüsternd.

„Blut.“

„Geht lustig zu“, fiel der andere ein. „Geht lustig zu jetzt!“

Mehr wurde nicht gesprochen. Der Verwundete hielt das Taschentuch gegen die Stirne und beruhigte sich. Wieder tiefes, undurchdringliches Schweigen. Wieder schlafloses Atmen. Ein jeder dachte seine eigenen Gedanken und hüllte darin sein eigenes Leben, sein so kostspieliges Leben ein.

* * *

Ganz oben an der Böschung begann kaum merklich etwas Helles zu schimmern. Der Gymnasiast schlief, jedoch die anderen vier hatten die Köpfe erhoben und blickten hin, blickten lange hin, wohl eine halbe Stunde, bis die Muskeln der Stirne zu schmerzen begannen. Dann wurde es klar, daß dies ein kleines Fensterchen ist, wodurch die Dämmerung hereinbrach.

Die leise Stimme des Alten begann eintönig zu reden, gleichsam als hätte die Finsternis ihre Farben weggewischt.

„In diesem Hause bin ich geboren und aufgewachsen. Hierher, nach diesem Keller, liebte ich hinunterzugehen. Im Sommer, gegen zwei Uhr am Tage, bricht durch diese Luke hier ein Sonnenstrahl durch. „Ein Strahl aus Goldstaub,“ pflegte mein Bruder zu sagen, und suchte den goldenen Staub aufzufangen. Ich muß an seine durchschimmernde, rosige Hand denken. Nun ist er schon lange tot. Dann pflegte ich allein herzukommen. Und saß lange hier. Man suchte mich im ganzen Hause. Und ich saß da und schaute auf diesen goldigen Strahl. Hier ist es gut sein im Sommer. In der Ecke wuchsen Zwiebeln; einige waren noch vom Winter geblieben. Die Blätter waren vollständig gelb. Da in dieser Ecke waren sie. Wir werden alle hier umkommen. Ich weiß es.“

Raum hatte er diese Worte gesprochen, als eilige, ängstliche Schritte vernehmbar wurden; ein großer Mann ohne Rock erschien und hinter ihm eine Frau mit einem Säugling in den Armen.

Die Morgendämmerung war schon vorgeschritten und man konnte den Ausdruck des wilden Schreckens erkennen, der aus ihrem Innern nach ihrem Gesicht drang.

„Hier! hier . . .“ flüsterte der Mann wankend.

Die untere Lippe hing ihm herunter und die Zähne und das Zahnfleisch kamen zum Vorschein. Er begann im Keller wie nach einem Schlupfwinkel herumzusehen, und mit einem Schläge empfanden die Seelen, in die kaum Ruhe eingezogen, das Wehen des herannahenden, drohenden Todes.

„Man verfolgt uns!“ sagte die Frau; mit einer ungeschickten Bewegung kauerte sie hin und begann das Kind in den Armen zu wiegen. Die Schuhe trug sie auf den nackten Füßen und ihr junger kräftiger Körper hatte merkwürdige, unheilvoll weiße Flecken. Man mußte an Tote denken.

„Man wird uns nicht finden; nur stiller, um himmelswillen stiller! Sie sind da nebenan auf dem Hof. Ach Gott, nur still. . .“

Der Verwundete ergriff die Hand des Kaufmannes und des Wirtes und der Kaufmann die des Mannes ohne Rock. So standen sie, eine lebendige Kette bildend, und blickten auf die Mutter mit dem Kinde hinab . . . die Mutter mit dem Kinde.

Plötzlich schien ein eigenartiger Laut die Stille zu durchschneiden, ein eigenartiger und dennoch so bekannter, naher und unheilverkündender Laut. Worin das Unheil bestand, das wußte man sofort, man wollte jedoch dem Hirn nicht glauben. . . .

Das Kind weinte.

Der Kaufmann machte ein gutmütiges, zutrauliches Gesicht und flüsterte:

„Das Kind.“ Er begriff jedoch sofort das Furchtbare des Augenblicks und begann entsetzt der Frau zuzureden:

„Ich bitte Sie, wiegen Sie doch das Kind; wir werden noch alle um Ihre Wege umgebracht.“

Das Kind begann heftiger zu schreien, durchdringend schrill, als leide es unerträgliche Schmerzen.

Im Halbdunkel des niedrigen, warmen Kellerraumes erschien dieser schwache Schrei schneidend, niederlassend gleich einem Todesurteil. Er schnürte allen Brust und Kehle zu.

Die Mutter begann im Keller auf- und abzugehen, ihrem Kinde zurendend und es einwiegend. Das Tuch entglitt ihrer Schulter und ein spitzer, magerer, fast mädchenhafter Ellbogen kam zum Vorschein und bewegte sich seitwärts auf und ab.

„Du mußt nicht weinen, schlaf, mein Goldchen. . . . Das bin ich doch, deine Mama. . . . mein Schätzchen. . . .“

Sie bat, flehte, als könnte sie das Kind hypnotisieren. Das Kind aber schrie eigensinnig, wild. . . . Vielleicht lag im Tonfall, in den Gesichtszügen der Mutter etwas, das nicht beruhigte.

Und hier in der warmen und eigenartigen Atmosphäre des unterirdischen Raumes heckte das Gehirn dieses Weibes einen wilden, wahnwitzigen Gedanken aus. Ihr war, als läße sie in den Augen, in dem qualvollen Schweigen dieser Unbekannten. Und diese unglücklichen, geängstigten Männer begriffen, was diese da neben ihnen dachte. Begriffen es aus dieser unaussprechlichen, weinenden Zärtlichkeit, mit der sie das Wiegenlied zu singen sich bemühte, indem ihre Augen sich in das Kind bohrten.

„Es schläft bald ein,“ wandte sie sich an den Großen neben ihr, in einem schuldbehafteten Tone. „Es ist schon immer bei ihm so, ich kenne es. Er weint ein bißchen und schläft dann bald ein. Er ist ein sehr ruhiger Junge.“

Von außen drang ein ferner Lärm, dann hörte man einen Schrei, dann ein Krachen.

„Man sucht!“ flüsterte der Gymnast und streifte, wohl ohne selbst zu wissen warum, die Galloshen von den Füßen.

Und der Junge schrie und schien nimmer aufhören zu wollen.

„Er macht uns alle unglücklich,“ jagte der Große verzweifelt.

Und die Mutter antwortete flüsternd auf jenen wilden Gedanken, den ihr geheiztes Hirn gebar.

„Mein, ich gebe ihn nicht weg. . . . niemals. . . . um nichts. . . .“

„O Gott!“ stöhnte der Kaufmann und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Wirt schlug den hohen Kragen seines teuren Pelzes in die Höhe und wandte sich zur Wand ab. Nur ein Streifen seines ungekämmten, grauen Haars kam zum Vorschein.

Die Gedanken umkreisten gleich Gespenstern die arme Mutter; sie kämpfte in ihrer Ohnmacht gegen sie.

Sie wandte sich flehend an all die Unbekannten, diese aber wichen von ihr entsetzt zurück. Das Kind schrie aus Leibeskraft, knochendurchdringend.

„Gib her“, sagte der Kaufmann. „Mich lieben die Kinder.“

Um das Kind zu beruhigen, begann er zu schnalzen. Der Kopf der Mutter war über das Kind geneigt und ihr schwarzes Haar hing gleich einem Tuche herab.

„Gott sieht alles“, wiederholte sie, irrsinnig flüsternd. Der Name Gott klang sonderbar, wenn man auf ihr entstelltes übernächtiges Gesicht blickte.

Im Keller wurde es ganz unerwartet dunkel. Jemand nahte sich dem winzigen Fensterchen und horchte hin. Dieser sich plötzlich nahende Schatten brachte alle zum Schweigen. Man fühlte, hier naht etwas, und hier ist kein Augenblick zu verlieren. Die Mutter wandte sich um. Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und, das Kind hoch erhebend, übergab sie es dem Kaufmann. Ihr war, als begehe sie mit dieser Bewegung ein großes Verbrechen, . . . als verfluchten sie die pfeifenden Stimmen und verschlössen ihr den Himmel auf alle Ewigkeiten . . . als rücke ein schwarzes Chaos heran mit einem dumpfen Schmerz im Nacken, . . . als habe man ihr den Kopf nach hinten abgedreht wie einem Vogel.

Und es geschah das Sonderbare: sobald das Kind in den derben und liebevollen Armen des Kaufmannes ruhte, wurde es still.

Die Mutter jedoch hatte das Schweigen anders verstanden . . .

Vor aller Augen ergraute diese Frau im Augenblick, als hätte man sie mit einer Säure übergossen. Und sofort, als der Schrei des Kindes verstummte, durchdrang ein anderer Schrei, der entsetzliche, markdurchdringende, seelenverzehrende Schrei einer Mutter den Raum.

Diesen plötzlichen Ausbruch des Wahnsinns hatte niemand erwartet. Der Gymnast fiel ohnmächtig um.

* * *

Später brachten die Zeitungen Einzelheiten darüber, wie in einem Keller sechs Männer und ein Kind ermordet wurden. Nur die sechsundzwanzigjährige Greisin blieb leben; ihr Geist war irr, und man fürchtete, sie zu beruhigen.

Literatur.

Neue Ausgrabungen.

In einem Artikel über „Die Israeliten in Babylonien“ berichtet Dr. F. Seyring im „Hamburgischen Korrespondenten“ über die neuesten Ausgrabungen im Zweistromland. Wir entnehmen der Darstellung das Folgende: „Es gibt eine ganze Reihe nicht uninteressanter Fundstücke, die, aus dem Schutt der Jahrtausende auferstehend, uns von den alten Hebräern, die ein würdiges Geschick in das Zweistromland führte, Kunde geben. Zunächst ist das Grab des Propheten Hesekiel am Hindieh-Kanal zu nennen, einige Stunden südöstlich von Babylon. Es werden zwar manche Gräber des großen Propheten der Verbannung in Babylonien gezeigt; aber dies eben genannte scheint vor den andern den Stempel der Echtheit an sich zu tragen. Es ist ein Bau, den das Dorf Kifil, das übrigens ganz von Juden bewohnt ist, umschließt. In diesem Namen glaubt man die verderbte Gestalt des hebräischen Namens Jecheskel (Hesekiel) wiederzuerkennen. Das Grab ist nun reichlich mit hebräischen Inschriften bedeckt. Von ihm urteilt der amerikanische Ausgrabungs-Direktor Dr. C. E. Banks, der in den „Sunday School Times“ die Summe der hier interessierenden Ausgrabungsergebnisse zusammengestellt hat: „Der Bau, der von den frommen Einwohnern des Ortes beständig von neuem in stand gesetzt wird, scheint nach seinem Stil aus den glücklichen Tagen der Araber herzuführen; aber seine Grundlage scheint bis zum Tode Hesekiel's zurückzureichen.“